

Ludwig Stockinger

Das Gesetz, die Schrift und die Dichtung. Thomas Manns Deutung des biblischen Moses

„Ansage zur Zeit“ in der Universitätsvesper am 14. April 2010

Die Universitätsvespern in diesem Semester stehen unter dem Thema der Zehn Gebote, und der Zufall hat es gefügt, dass ich als Literaturwissenschaftler den Anfang machen darf. Was könnte ich aus dem Bereich meines Faches, der deutschen Literatur, Eindrücklicheres zum Thema vorstellen als eine Erzählung von Thomas Mann, in der die Geschichte die Geschichte der Entstehung der Zehn Gebote auf poetische Weise interpretiert wird? Thomas Mann gibt seiner Erzählung den Titel „Das Gesetz“, und er deutet damit an, dass es ihm um ein Prinzip der Orientierung des Menschen in der Welt geht, um ein Prinzip der Moral, das nach Auffassung von Thomas Mann mit der Gesetzgebung des Moses in die Geschichte der Menschheit eingetreten ist.

Thomas Mann hat diese Erzählung im Jahr 1943 geschrieben, und sie verdankt ihre Entstehung einem Auftrag. Er war gebeten worden, einen Beitrag zu einem Buch zu liefern, das – in deutscher Übersetzung – den Titel trug: „Zehn kurze Erzählungen zu Hitlers Krieg gegen das Sittengesetz“. Das will heißen: Die Zehn Gebote als Grundlage einer universalen Moral der Menschheit sollten im Krieg gegen den Nationalsozialismus in Stellung gebracht werden. Der Nationalsozialismus wurde damit aufgefasst als eine Bewegung des Aufstandes gegen das Moralprinzip der jüdisch-christlichen Tradition, als eine Bewegung des Rückfalls in einen Zustand, in dem wieder das bloße Gesetz der Natur, das Recht des Stärkeren gelten sollte.

Thomas Mann konnte sich mit diesem Vorhaben durchaus einverstanden erklären. Er sah aber bei dieser Identifikation des Sittengesetzes der Menschheit mit der mosaischen Tradition offenbar einige Probleme, die er in seiner Erzählung bearbeitet.

Ein erstes Problem ergab sich daraus, dass der Appell an den Dekalog auch für diejenigen Leser Geltung beanspruchen sollte, die sich die Argumente der historisch-kritischen Bibelexegese in der Tradition der

aufklärerischen Religionskritik zu eigen gemacht hatten und deswegen nicht mehr daran glauben konnten, dass Moses das Gesetz unmittelbar von Gott empfangen hat. Kann der Dekalog für diejenigen verbindlich sein, die an diese Erzählung nicht mehr wörtlich glauben, ja auch nicht mehr an einen Gott im Sinne dieser Erzählung glauben? Zudem gibt es seit der Aufklärung die These, dass Moses als Betrüger durch Täuschungen beim Volk den Glauben erzeugt habe, dass sein Gesetz von Gott stamme. Pointiert könnte man die Frage so formulieren: Kann man nach der Verkündigung des ‚Todes Gottes‘ das Sittengesetz dieses Gottes noch retten, kann man in dieser Situation verhindern, dass die Menschheit in jenen Zustand der Barbarei zurückfällt, in dem sie sich vor der Geburt dieses Gottes befunden hat?

Ein zweites Problem ergab sich aus der Tatsache, dass dieser Gott der Bibel ursprünglich ein nationaler Gott war. Lassen sich der Gott Israels und sein Gesetz überhaupt universalisieren?

Und schließlich ein drittes und letztes Problem: Der Zusammenhang von Gesetz und Gewalt. Lässt sich die Tatsache, dass schon in der Bibel die Durchsetzung der Gebote mit teilweise brutaler Gewalt geschieht, dass in der Gegenwart zu deren Verteidigung ein Krieg geführt wird, mit dem Gottes- und Menschenbild der jüdisch-christlichen Tradition und mit dem fünften Gebot des Dekalogs vereinbaren? Gibt es einen ‚gerechten Krieg‘?

Ich bräuchte nun mindestens eine Stunde, wenn ich die Antwort, die Thomas Mann in seiner Erzählung auf diese Probleme zu geben versucht, in allen Einzelheiten erörtern würde. In der Kürze dieser „Ansage zur Zeit“ muss ich es bei einigen Hinweisen belassen.

Der Kern der Antwort besteht darin, dass Thomas Mann als Dichter antwortet, das heißt in Form einer fiktionalen Erzählung. Er spricht deswegen nicht selbst, sondern er schickt einen Erzähler vor, dem er bestimmte Eigenschaften zuschreibt. Dieser Erzähler kennt einerseits den Diskussionsstand der wissenschaftlichen Bibelexegese, so dass er für die Wunder, die Moses nach der Erzählung der Bibel vollbracht haben soll, natürliche Erklärungen anführt – der Zug durchs Rote Meer z. B. wird durch die Gezeiten und die Windrichtung erklärt, für den Tod der männlichen Erstgeburt bei den Ägyptern ist nicht ein Engel Gottes verantwortlich, sondern ein Trupp junger jüdischer Krieger unter der Führung von Josua, nicht Gott selbst schreibt auf dem Berg Sinai die Gebote in die Tafeln, sondern Moses selbst usw.

Das bedeutet: Was über diese Taten als Wunder in der Bibel erzählt wird, ist nicht Darstellung von wahrer Geschichte, sondern – im schlechtesten Fall – Lüge, oder – im besten Fall Dichtung, die den Sinn der Geschichte verdeutlicht, Mythos.

Nun könnte man erwarten, dass Thomas Manns Erzähler im Sinne einer ‚Entmythologisierung‘ seine Version der Geschichte auf das beschränken würde, was im Lichte der Bibelwissenschaft als Tatsache stehen bleiben könnte. Das macht der Erzähler aber nicht. Vielmehr gibt er vor, dass er die ‚wahre‘ Geschichte kennt, und er erzählt im Modus des Behauptens von historischen Tatsachen die Geschichte von Moses mit einigen Details, die weder in der Bibel stehen noch sich aus wissenschaftlicher Rekonstruktion herleiten lassen. Der Autor lässt diesen Erzähler aber so sprechen, dass dem Leser immer klar ist: Dieser Erzähler flunkert gelegentlich ein bisschen, er dichtet allerhand hinzu, was er nicht wissen kann. Thomas Mann führt damit eigentlich das Verfahren weiter, das er selbst den biblischen Erzählern unterstellt: Er schreibt weiter an der Mythologisierung der Geschichte, relativiert das aber mit Signalen der Ironie. Im Unterschied zur Bibel, die diese Mythologisierung der Geschichte ohne Relativierung im Modus eines historischen Tatsachenberichts, in faktualer Rede formuliert, führt der Autor des 20. Jahrhunderts dieses Verfahren dem Leser vor Augen und kennzeichnet es als fiktionale Rede, so dass es nicht als Lüge denunziert werden kann.

Wenn wir uns unter dieser Prämisse einige Stellen anschauen, an denen der Autor den Erzähler etwas zur überlieferten Geschichte, die ja selber schon durch Fiktives angereichert ist, hinzudichten lässt, so sehen wir, dass er dieses Verfahren der Umwandlung von Geschichte in Mythos rechtfertigt, offenbar deswegen, weil nur so die von mir aufgeführten Probleme einer Antwort zugeführt werden können.

So behauptet der Erzähler, dass Moses nicht rein jüdischer Abstammung sei, sondern seine Geburt das Ergebnis einer kurzen Begegnung eines jüdischen Mannes mit der Tochter des Pharao sei. Der Urheber des ‚Gesetzes‘ ist also – so hätte man das zur Zeit der Entstehung der Erzählung noch ausgedrückt – das Ergebnis einer ‚Rassenmischung‘. Im Kontext der bis heute im Judentum geltenden Vorstellungen wäre Moses demnach gar kein Jude gewesen, denn nach diesen Vorstellungen ist man Jude, wenn man von einer jüdischen Mutter abstammt. Auf diese Weise wird schon durch die Herkunft der übernationalen Charakter des Dekalogs betont, und gleichzeitig ein Argument gegen den Rassismus der Nationalsozialisten formuliert: Nicht die Reinheit der Rasse, sondern die Rassenmischung ist der Boden für kreative Momente in der

Geschichte. Dass jüdische Leser der Erzählung nicht nur an diesem Detail, sondern auch an vielen anderen Details der Darstellung des jüdischen Volkes Anstoß genommen haben, ist allerdings verständlich.

Diesen Universalismus betont noch stärker eine zweite ‚Erfindung‘ des Erzählers. Moses überlegt sich auf dem Berg Sinai, in welcher Schrift er die Zehn Gebote in die Steintafeln hauen soll. Die Schrift der Ägypter und die Keilschrift der Babylonier kennt er, aber diese Schriften, die ganze Wörter oder Silben abbilden, erscheinen ihm untauglich, weil sie an bestimmte Sprachen gebunden sind. So behauptet der Erzähler, Moses habe dort die hebräische Schrift erfunden, deren Zeichen einzelne Laute abbilden, die – wie es im Text heißt – „zum Hauchen und Fauchen, zum Mummeln und Rummeln, zum Platzen und Schmatzen nach Übereinkunft aufforderten“. Mit dieser Buchstabenschrift, die nur die Konsonanten abbildet, erfindet Moses ein Zeichensystem, mit dem sich jede Sprache abbilden und für die Dauer in der Schrift fixieren lässt. Mit den Zehn Geboten wird also zugleich eine Schrift erfunden, mit deren Hilfe diese in allen Sprachen der Welt festgehalten werden können. Moses will also, so behauptet der Erzähler, von vornherein ein Gesetz für alle Menschen, nicht für eine Nation allein.

Eine Antwort versucht der Erzähler auch auf das Problem der modernen Zweifel an der Existenz Gottes, vor denen der Dekalog gerettet werden soll. Schon auf der ersten Seite macht der Erzähler klar, dass der Gott des Moses ein Produkt seiner Fantasie und seines Nachdenkens darüber ist, und dass er diesen Gott erfindet, um die an sich selbst erfahrende Leidenschaft, seine Lust zum Töten, zu disziplinieren. Diese inneren Erfahrungen sind, so sagt der Erzähler, so stark, dass sie „sogar sein Inneres verließen und als flammendes Außen-Gesicht [...] seine Seele heimsuchten“. Wenn dieser Moses also behauptet, Gott habe zu ihm gesprochen, so erliegt er zwar einer subjektiven Täuschung, aber er ist kein Betrüger, denn er bleibt wahrhaftig, und das schützt sein Gesetz vor dem Einwand, es sei nichts als das Ergebnis eines Selbstbetrugs oder eines Betrugs anderer.

Auf vergleichbare Weise wird schließlich auch das Problem der Gewalt beantwortet. Der Erzähler betont in geradezu schmerzlicher Weise die Elemente der Gewalt in der biblischen Erzählung, wenngleich er versucht, Moses davon ein wenig frei zu halten, indem er das meiste seinem jungen Gehilfen Josua zuschreibt, dem das nationale Interesse wichtiger ist als das der Menschheit. Auch für die Gegenwart des Weltkrieges wird am Ende der Erzählung überdeutlich betont, dass Gewalt unvermeidlich ist: „Blut wird in Strömen fließen [...], gefällt muß der Schurke sein.“ Und die Erzählung des Handelns von Josua lässt

keinen Zweifel daran, dass in der Wirklichkeit der Geschichte die kriegerische Durchsetzung des Sittengesetzes nie ganz von egoistischen nationalen Interessen säuberlich getrennt werden kann. Der Text propagiert keinen Pazifismus, aber er behauptet auch nicht, dass es einen ‚reinen‘ Krieg nur um des Sittengesetzes willen geben kann. In der Geschichte, so sagt der Autor, ist jede Gewalt um einer guten Sache willen unvermeidlich kontaminiert von egoistischen Interessen. Und doch kann man auf sie nicht grundsätzlich verzichten.

Als aber nach dem Untergang des ägyptischen Heeres im Roten Meer die Prophetin Miriam – wie in der Bibel – einen Triumphgesang anstimmt, verbietet es ihr Moses, und er formuliert dabei ein allgemeines Gesetz: „Du sollst kein Freudengeschrei machen über den Fall deines Feindes.“ Als bibelkundiger Leser reibt man sich erstaunt die Augen, weil man dieses Gebot im Pentateuch nicht findet. Gehört dieses Gebot, das ja die Trauer darüber ausdrückt, dass man Krieg und Gewalt nicht immer vermeiden kann, zu den Erfindungen des Erzählers? Mitnichten, denn man findet es im Buch der Sprichwörter (24,17). Nicht alle Gebote des Moses stehen also im Pentateuch. Vielmehr scheint der Erzähler – und mit ihm sein Autor – davon auszugehen, dass es, wie schon Sigmund Freud in seiner Moses-Abhandlung vermutet hat, eine ‚Moses-Tradition‘ gegeben habe, die sich erst allmählich im Lauf der Zeit in der Geschichte Israels durchgesetzt habe, und dazu würde dann auch dieses Verbot des Triumphs über den Untergang der Feinde gehören, das erst im Buch der Sprichwörter niedergeschrieben worden ist.

Dazu passt auch, dass der Moses Thomas Manns die ‚Goldene Regel‘ vorträgt, dies aber in einer positiven Formulierung, die erst im Neuen Testament in den Erzählungen der Bergpredigt Schriftform angenommen hat. Im Wortlaut des Erzählers heißt die Paraphrase der entsprechenden Stellen bei Matthäus und Lukas: „Mache überhaupt nicht einen [...] Unterschied zwischen dir und den anderen, daß du denkst, du allein bist wirklich und auf dich kommt’s an, der andere aber ist nur ein Schein. Ihr habt das Leben gemeinsam, und es ist nur ein Zufall, daß du nicht er bist. Darum liebe nicht dich allein, sondern liebe ihn gleicherweise und tue mit ihm, wie du wünschen würdest, daß er mit dir täte, wenn er du wäre.“

Das mosaische Gesetz so auszulegen, wäre für den Historiker schwierig; der Dichter kann es, und er verhilft ihm dadurch zur neuen Geltung in einer Zeit, in der viele Leser an die in der Bibel erzählte Geschichte nicht mehr wörtlich glauben können.